

P R I V A T A N S I C H T E N

2

W O J T E K S K O W R O N

P R I V A T A N S I C H T E N

2



W O J T E K S K O W R O N



Ochsenfurt, 2022

Der Text in diesem Heft erklärt die Bilder nicht, wie auch die Bilder den Text nicht illustrieren sollen. Beides hat vor allem insofern miteinander zu tun, als dass ich in ihnen meine „private“ Sicht der Dinge zeige. Ich trage die Gedanken, mit deren Niederschrift ich im ersten Heft der „Privatansichten“ angefangen habe, mit mir herum, wie ich meine Fotokamera überall mit mir herumtrage.

Es gibt noch etwas, was beides verbindet: Hier wie da versuche ich, die Grenzen des allgemein Zugänglichen nicht zu überschreiten.

Ich suche meine Motive nicht im Exotischen und schwer Erreichbaren und fotografiere ausschließlich mit einem Weitwinkel-Objektiv mit fester Brennweite, was die Möglichkeit des dichten Heranrückens an das Motiv voraussetzt.

Im Text gehe ich von für jeden Offensichtlichem und Triviale aus, was keines speziellen Fachwissens bedarf, dabei hoffend, dass das Ergebnis trotzdem nicht banal gerät.

In diesem bescheidenen Sinne sollen sowohl der Text als auch die Bilder philosophisch sein – sich möglichst voraussetzungsarm und ohne abstumpfende Routine mit der Welt befassen.

Das ist aber auch schon das ganze „Programm“ – ähnlich wie bei meinen fotografischen Wanderungen verfolge ich bei meinen Gedankenwegen keinen Plan mit dem Ziel, die Einzelansichten zu einem Weltbild zusammenzufügen.

Auch wenn ich im Text meine Fotografie nicht erkläre, ist es mir doch nicht ganz unrecht, wenn das Geschriebene bei manchen bewirkt, dass sie meine Fotografie nun „mit anderen Augen“ sehen. Es war aber keine im Voraus einkalkulierte Absicht meinerseits, ein „Gesamtkunstwerk“ zu schaffen. Es ist vielmehr so, dass sich mir diese Fotohefte einfach als Gefäße anbieten, in denen ich meine Gedanken als „Flaschenpost“ in die Welt befördere.

Wobei es keine Hilferufe eines Schiffbrüchigen sind, die ich da verschicke, sondern eher Grußbotschaften an andere Bewohner einsamer Inseln.



Berlin, 2018 | Berlin, 2021 >>

Auf einer Autobahn gibt es nur zwei Fahrrichtungen – vorwärts oder rechts, zur Ausfahrt. Man kann hier weder ein Stück rückwärts fahren, um sich etwas am Wegesrand Gesehenes genauer anzuschauen, noch kurz entschlossen in einen Feldweg einbiegen. Nicht einmal langsam fahren ist erlaubt (es sei denn, es ist gerade wegen Straßenbauarbeiten vorgeschrieben). Man muss in einem Strom mitschwimmen, den man nur an bestimmten Stellen verlassen darf. Um an das erwünschte Ziel zu kommen, nutzen einem weder eigener Orientierungssinn noch Topografiekenntnisse. Weder Sonne und Sterne noch das Moos an der Nordseite der Baumstämme können helfen, die Fahrtrichtung zu bestimmen. Das Einzige, was man zu tun hat, ist, den Verkehrszeichen zu folgen.

Folgen ist das Schlüsselwort – nicht suchen und finden, erwägen und entscheiden, sondern der Straßenbeschilderung oder den Anweisungen der synthetischen Stimme aus dem Smartphone folgen ist hier das Grundprinzip des Ver-

haltens. Man ordnet sich unter und wird zum Befehlsempfänger einer höheren Instanz. Es ist nicht vorgesehen, nach eigenem Gefühl und Verstand den Weg zu suchen und zu finden. Sich wie in einem Zugabteil zurückzulehnen, sich als denkende und fühlende Fracht körperlich tragen und dabei die Gedanken frei schweifen zu lassen, geht auch nicht – denn hier wird der ganze Mensch gefordert: aktiv, konzentriert den Vorgaben folgend. Unsere Leben in der Gesellschaft ähneln immer mehr einer Fahrt auf der Autobahn: gleich getaktet, in kollisionsfreie Ströme gelenkt.

Ist das ein Grund zu klagen? Wenn ja, worüber? Über den Verlust individueller Freiheit und Selbstbestimmung? Über das verlorene Paradies, aus dem die technische Zivilisation, das „Gesellschaftssystem“, der „Kapitalismus“¹, die „Globalisierung“ oder was auch immer, die „Menschheit“ und mich persönlich vertrieben haben?

Ein jedes Lebewesen wird doch jeden Tag aus einem Paradies vertrieben, in dem es sich gera-



de eingerichtet hat, wird ständig unter Todesandrohung gezwungen, sich an die Erfordernisse des Lebens anzupassen. Den Anpassungszwang gibt es nicht erst in der Welt der menschlichen Zivilisation, der gesellschaftlichen Spielregeln, sondern schon in der physikalischen Realität, wie diese nun mal ist – man lamentiert ja nicht über die Rigidität der Schwerkraft. Nicht erst die Straßenverkehrsordnung, sondern schon die Physik und die Biologie weisen mich immer wieder zurecht und ermahnen mich, die vorgegebene Bahn nicht zu verlassen. Es ist doch gerade die technische Zivilisation, die diese Tyrannei der Natur immer mehr einschränkt und zurückdrängt. Und das zu einem doch moderaten Preis: der disziplinierten Befolgung der Vorschriften. Der Verzicht auf die kleine Freiheit, eine Pinkelpause immer dann machen zu können, wenn einem gerade danach ist, wird durch die große Freiheit entschädigt, zwischen Fernzielen wählen zu können, die auf Feldwegen unerreichbar blieben. Der Lohn für die Unterwerfung unter die Zwänge der Zivilisation ist eine solch phantastische Erweiterung des Erlebnis- und Erkenntnishorizonts (von materiellem Komfort und Sicherheit ganz zu schweigen), dass es völlig sinnlos erscheint, sich dem Deal zu verweigern.

Ja, es ist sinnlos, aber: Auch wenn die gewaltigen Vorteile der Anpassung und Selbstnormierung unleugbar sind, bleibt doch der Druck der Kette am Hals eine ebenso nicht zu leugnende Tatsache, die nicht verschwinden will, mit wie vielen Vorteilen sie auch entschädigt wird. Eine eindeutige Gewinn-Verlust-Bilanz bei diesem Tauschgeschäft lässt sich nicht wirklich aufstellen, da es keine Währung gibt, in der man den abschließenden Saldo beziffern könnte, keine Waage, auf der die Äpfel der „kleinen“ mit den Birnen der „großen“ Freiheit aufgewogen werden könnten.

Hier fällt mir die Geschichte Hiobs ein: Gott hat Hiob für seine klaglose Unterwerfung belohnt und den Verlust seiner Kinder durch Geburt neuer wiedergutmacht. Numerisch, in der Zahl der Nachkommen ausgedrückt, mag die

Rechnung für Hiob nicht nachteilig ausgefallen sein. Aber war der Verlust der Kinder durch die Geburt neuer, anderer, wirklich kompensiert? Nur wenn man eigene Nachkommen zu Verrechnungseinheiten einer stupiden Buchführung patriarchalen Prestiges reduziert. Ansonsten war nichts „wieder gut“ – die toten Kinder blieben tot.

Auch wenn die neuen Töchter Hiobs hübscher waren als die verstorbenen und auf dem Heiratsmarkt mehr einbrachten, auch wenn die Möglichkeiten und Annehmlichkeiten, mit denen mich die moderne Zivilisation jeden Tag für meine Selbstzähmung entschädigt, die meine Opfer bei Weitem zu überstrahlen scheinen, so handelt es sich hier um keine Transaktion, in deren Bilanzen Verluste durch Gewinne einfach „gekürzt“ werden können.

Gut, der Sinn eines jeden Tausches ist, dass etwas gegen etwas anderes getauscht wird, die Äpfel werden also immer in Birnen aufgewogen. Aber hier ist man nicht einmal Akteur einer Transaktion, sondern Objekt einer Transformation, man wird zu etwas anderem gemacht, man wird eher behandelt, als dass man handelt.

Angeblich sollen amerikanische Ureinwohner, als sie berittene spanische Konquistadoren zum ersten Mal sahen, diese für Mischwesen, halb Mensch, halb seltsames Tier, gehalten haben. Damit lagen sie, finde ich, gar nicht so falsch. Nicht erst seit es Smartphones gibt, scheinen Menschen mit Produkten ihrer Zivilisation, wie Werkzeuge, Waffen, Zuchttiere, aber auch „Identitäten“ und Glaubenssysteme, zu Hybridwesen zu verschmelzen. Zuerst formte der Affe den Faustkeil, dann formte der Faustkeil den Affen zum Menschen um. Früher geschahen solche Transformationen langsam – nicht der Affe, der als erster das Feuer beherrschen lernte, verlor sein Fell und gewann dafür an kognitiven Fähigkeiten, sondern erst seine fernen Nachfahren. Heute kann man sich in wachen Augenblicken bei der eigenen Verwandlung zusehen, wengleich ihre genetische Fixierung mit den kulturellen Upgrades (vorerst?) nicht schritthalten kann.



< Marseille, 2018

Berlin, 2022

Trotz allen Verschmelzens und Verwachsens findet das wirkliche Leben aber weiterhin nur in dem überkommenen „biologischen“ Teil des Mischwesens statt.²

Der Hammer tut nicht weh, sondern der Finger, auf den man sich mit jenem haut. Das Fühlende und Denkende in einem Stück Fleisch wird durch seine künstliche Erweiterungen wirkmächtiger, durch imaginierte Verschmelzung mit kollektiven Subjekten bekommt es ein Gefühl der Teilhabe an deren Macht und Unsterblichkeit. Dafür wird es in ein Korsett aus Blech und Plastik, Moral und „Identität“ eingeschnürt.

¹ Wobei man es durchaus so sehen kann, dass es die Kapitalakkumulation, die Anhäufung der „in Werte geronnenen Arbeit“, ist, die an der Ohnmacht des Einzelnen gegenüber den übermächtigen gesellschaftlichen Prozessen die Hauptschuld trägt. Nur scheint mir absurd, (im-

mer noch) zu glauben, dass die Vergesellschaftung des Individuums gerade durch Vergesellschaftung der „Produktionsmittel“ aufgehoben werden könnte.

² Es sei denn, man glaubt an einen exzentrisch radikalen Panpsychismus und schreibt den kollektiven Subjekten auch ein wirkliches und nicht bloß metaphorisches (wie in Redewendungen wie „Das ganze Volk trauert“ oder „Das Vaterland ist dankbar“) Erleben zu.

Das mutet zwar idiotisch an, ausschließen möchte ich es aber nicht. Schließlich versteht man auch nicht, wie in Ansammlungen von Zellen, eine erlebende „Innenseite“ entstehen konnte. Wenn man schon von „Schwarmintelligenz“ redet, sollte man vielleicht nicht ein „Schwarmerleben“ von vornherein ausschließen.

Nur kann ich mich eher in eine Katze einfühlen als in solche kollektiven Gespenster, und ich kann mir auch nicht ausmalen, wie man „das Volk“ oder „die Menschheit“ einem Turing-Test unterziehen könnte.



Berlin, 2018



Berlin, 2021

Warum aber wird gerade die Freiheit so überschwänglich gepriesen, während unsere Leben immer mehr in standardisierte Bahnen gezwungen werden?

Warum eigentlich klingt das Wort „Freiheit“ so erhaben? Warum berauscht man sich so gern an seinem Klang? Von Satttheit spricht niemand mit gleichem Pathos, wo doch Hunger ein existenzielleres Übel ist als Zwang.

Vielleicht, weil es sich hier um eine Ware handelt, an der ein nicht behebbarer Mangel herrscht, was den Etikettenschwindel begünstigt.

Was hat es überhaupt auf sich mit der „Freiheit“?

Sobald man auf die Welt kommt, ist man einem Geschehen ausgeliefert, das einen zwar ganz und gar betrifft, dessen Herr man aber zuerst ganz und gar nicht ist. Man ist gezwungen, sich in diesem Geschehen irgendwie zu verhalten, da sich nicht zu verhalten nicht möglich ist, an einem Spiel teilzunehmen, dessen Regeln erst

beim Spielen nur allmählich und nie zu Ende erraten werden können. Ein Spiel mit der Natur, mit den anderen, mit der Welt der menschlichen Einrichtungen. Das ganze Leben lernt man mühsam und oft wenig erfolgreich, dem Spielverlauf nicht ganz und gar hilflos ausgeliefert zu sein und ihn mehr nach eigenen Wünschen beeinflussen zu können.

Wobei auch Wünsche zuerst nichts Eigenes sind. Es ist umgekehrt, es sind die Begierden, die einen im Besitz haben, bevor man sie zu eigenen Wünschen domestizieren oder als zu widerstehende Versuchungen zu verwerfen lernt – oder auch nicht. Zu guter Letzt weißt man oft nicht, ob man das, was man sich wünscht, sich nur deshalb wünscht, weil man glaubt, es sich wünschen zu dürfen, zu sollen oder zu müssen. Nur da, wo mir mein Wollen trotz all dem unverfälscht und unkorrupt erscheint, ob durch unmittelbare Evidenz oder mühsame Klärung, bekommt das Wort Freiheit für mich einen Sinn – als ein flüchtiger Zustand, wenn äußere Zwänge



Tbilissi, 2019 | Berlin, 2020 >

und Widerstände vorübergehend aufgehoben, umgangen oder umgelenkt werden. In diesem kurzen Augenblick kann man wie ein Surfer auf der Welle der Wirklichkeit reiten, statt von ihr getrieben zu werden. Man muss sich im Leben schon schlau anstellen, um viele solche Augenblicke erleben zu können und sich weder auf der Jagd nach ihnen vergeblich abzustrampeln noch durch Trägheit oder Ängstlichkeit sich zu viele von ihnen entgehen zu lassen. Sich einen solchen Zustand als permanent zu wünschen oder gar zu fordern, wäre kindisch.

Wenn in hohen Tönen über „Freiheit“ geredet wird, ist aber in der Regel etwas anderes gemeint als Lebensaugenblicke ohne Zwang, manchmal das schiere Gegenteil davon.

Dabei klingt auch bei gehobenem (politischem, religiösem oder philosophischem) Gebrauch des Wortes sein „ordinärer“ Sinn immer mehr oder weniger mit. Im Prinzip könnte der Sprecher hier, falls ihm dieser Beiklang nicht zum eigentlichen Inhalt seiner Botschaft passt, auf andere

Worte ausweichen, wie „Selbstbestimmung“ oder „Mündigkeit“. Wenn er es dennoch nicht tut, dann oft, um die emotionale „Duftnote“ des Wortes als Köder oder Tarnung zu benutzen. Deshalb wälzen Prediger und Ideologen sich in manchen Worten wie Hunde im Kot der Waldtiere.

So entlasten die christlichen Apologeten ihren Gott, der trotz seiner Allmacht das Böse in der Welt zulässt, indem sie ihm die Absicht unterstellen, den Menschen die Freiheit zu schenken, sich selbst für oder gegen die Sünde zu entscheiden.

Offensichtlich ist hier eine andere „Freiheit“ gemeint als das ordinäre Tun und Lassen, was man will, ohne sich an den Grenzen des Möglichen und Zulässigen eine blutige Nase zu holen. Wenn Gott es gewollt hätte, den Menschen ihren kindlichen Wunsch nach zwangfreiem Leben zu erfüllen, hätte er das glatte Gegenteil getan und eine entsprechend „kindgerechte“ Welt erschaffen, in der alle überall frei laufen können



ohne die Gefahr, in einen Abgrund zu stolpern, eine Welt, in der ein schuldfreies Leben nach der Devise „Liebe und tue, was du willst“⁵ tatsächlich möglich wäre.³

Aber eine solche kindliche Freiheit ist hier gerade nicht gemeint, sondern eine durch und durch „erwachsene“, die eigentlich Strafmündigkeit und Haftungspflicht bedeutet (wie oft, wenn von „Willensfreiheit“ die Rede ist).

Die kindliche Sehnsucht, die das Wort weckt, wird benutzt, um eine grausame Logik von Schuld und Verdammnis einzuschmuggeln. Man lockt das Kind mit Süßigkeiten, um es mit Spinat zu füttern (oder mit Gift – wenn man den „Erzieher“ ihre guten Absichten nicht abkauft).

Auch ohne die angestaubten Tricks der Theologen und die Lügenkonstrukte totalitärer Ideologien erzeugt das Gerede von Freiheit oft mehr Nebel, als es irgend etwas klärt.

So zum Beispiel kommt der biedere Spruch „Meine Freiheit endet da, wo die Freiheit des Anderen anfängt“ als eine unmittelbar einleuchtende Regel des Zusammenlebens, ja beinahe als eine bloße Tatsachenbehauptung daher. Im wirklichen Leben aber ist die Grenze zwischen meiner und des anderen Freiheit nie einfach gegeben, sondern wird täglich von Neuem gezogen und gedehnt, erkämpft oder ausgehandelt. Wenn ich in der U-Bahn einen der freien Sitzplätze besetze dann schränke ich damit unweigerlich die Wahlmöglichkeit anderer Reisenden ein. Sollen deswegen alle stehen bleiben? Allein durch die bloße Existenz versperrt man immer irgend jemandem einen Weg.

Nichts gegen gegenseitige Rücksichtnahme, aber wenn persönliche Freiheit als eine Art Grundstück, abgegrenzt durch andere Grundstücke, gesehen wird, dann bleibt in einer solchen parzellierten Welt für Nomaden gar kein Platz.

Freie Wahlen bedeuten, dass ich anonym mein Sandkorn auf die Waagschale einer kollektiven Entscheidung legen darf und keinesfalls, dass ich etwa die Freiheit habe zu bestimmen, wer

über mich regiert. Wer gewählt wird, hängt letztlich nicht von meinem persönlichen Willen ab, es sei denn, der Sieger setzt sich mit der Differenz genau der einen, meiner, Stimme durch. Nicht ich entscheide hier, sondern „wir“. Ich muss mich erst als ein Teil eines Wir denken und fühlen und wollen, was dieses Wir will, um das Gefühl der Teilhabe an seiner Freiheit zu haben. Ich muss auf einen eigenen, unbefangenen Blick auf die Welt zumindest teilweise verzichten und mir „Überzeugungen“ anlegen, die zu dem Wir meiner Wahl passen und fortan vermeiden, alles, was sie in Frage stellen könnte, allzu genau wahrzunehmen. Denn diese „Überzeugungen“ aufzugeben hieße, sich aus der Gemeinschaft der Gleichgesinnten selbst auszuschließen und die eigene Ohnmacht von nun an ohne Betäubung leben zu müssen.⁴

Was keinesfalls heißen soll, dass demokratische Wahlen nicht etwas Wichtiges wären oder dass es zwischen Demokratie und Diktatur keinen fundamentalen Unterschied gäbe. Aber auch in der Demokratie ist das Diktat nun mal nicht einfach durch Freiheit ersetzt, sondern in erster Linie durch Mitbestimmung und Konsensgebot. Die Gefängnismauern wurden nicht abgerissen, nur die scharfe Trennung zwischen Gefangenen und Wächtern wurde aufgehoben.⁵

Was aber auch gar nicht wenig ist. Die Demokratie gibt mir die Chance mein „Wir“ selbst zu wählen und sie verhindert ein Monopol der Lüge – das alleine sind Gründe genug, um sie autoritärer Herrschaft vorzuziehen.

³ Ein wiederkehrendes Muster falscher Freiheitsversprechen: Wenn du nur reinen Herzens bist, kannst du alles tun, was du willst, weil du Sündhaftes gar nicht mehr wollen kannst. Wenn du die richtige Gesinnung, die richtige Haltung wirklich verinnerlicht hast, darfst du alles (was du nur wollen kannst). Wer fest „auf dem Boden des Sozialismus“ steht, darf ohne Angst, als „Abweichler“ abgekanzelt zu werden, jede Kritik üben, wer aufrichtig mit Mitgefühl und



Respekt erfüllt ist, wird sich nie von Political Correctness eingeengt fühlen und keine Furcht von der Anklage-Furie der Woke-Aktivisten haben. Und wenn einer (oder eine) sich dabei doch nicht frei fühlt, dann liebt, glaubt oder respektiert er (oder sie) halt noch nicht genug. So gesehen müsste es eigentlich keiner Katechismen, keiner Schriftgelehrten und Tugendwächter mehr bedürfen. Die richtig Fühlenden können gar nichts anderes, als das Richtige zu wollen, da braucht es keine Aufpasser mehr. Seltsamerweise wird in der Praxis auf die führende Hand der Autoritäten dann doch nicht verzichtet. Es scheint, dass man doch nie ausreichend „lieben“ kann um daraus Motive seines gesamten Handelns abzuleiten. Wehe denen, die solchen fröhlichen Ratschlägen aufrichtig folgen! Sie werden von nun an nicht nur ihr Verhalten, sondern auch ihre Gefühle unter strenge Aufsicht stellen.

⁴ Wobei nichts gegen Überzeugungen an sich zu sagen ist, auch nicht gegen Gruppenloyalität, nur gegen Überzeugungen aus Loyalität.

⁵ Seltsamerweise wird in den demokratischen Gründungsmythen oft etwas anderes erzählt und Krawall als Eruption des Freiheitswillens des Volkes und Geburtsstunde der Demokratie gefeiert. Dabei wurde etwa infolge des Sturms auf die Bastille außer ein paar Scheckbetrügern niemand befreit; es ist dadurch auch keine Demokratie entstanden, sondern der Weg frei gemacht für ein Terrorregime. Der Geburtsort der Demokratie scheint in der Regel nicht die Straße, sondern der Verhandlungssaal zu sein. Vielleicht sollen durch solche „Geburtsurkundenfälschungen“ und allgemein durch den westlichen Kult des Rebellischen die der Demokratie gefährlichen Affekte gerade durch ihre Überhöhung domestiziert und entschärft werden.

<< Berlin, 2019

Berlin, 2021 | Berlin, 2020 >





Berlin, 2019



Agia Pelagia, 2022 | Berlin, 2018 >>

Für alles, was sich wissen (und sagen) lässt, gibt es eine Wissenschaft, die über tiefere, umfangreichere und gesichere Erkenntnisse verfügt als jene, die der Einzelne durch seine persönliche Erfahrung und sein Nachdenken je gewinnen könnte. Egal wie schnell der Hase des eigenen Verstandes auch rennt, der Igel der kollektiven Weisheit ist immer schon längst vor ihm da. Früher oder später erweisen sich die auf eigene Faust gefundenen, aus selbst beobachteten Mustern der Wirklichkeit destillierten Folgerungen entweder als zu simpel oder trivial, wenn nicht gar als optische Täuschungen.

Ich lebe in einer Welt, die sich immer weniger mit direkter Erfahrung erkunden lässt, sondern permanent aus Karten und Gebrauchsanweisungen aus der „Cloud“ erlernt werden muss. Sicher, schon Jäger und Sammler erkundeten die Welt nicht einfach nur auf eigene Faust, sondern lernten sich in ihr zurechtzufinden zunächst durch Aneignung des angesammelten Stammeswissens. Aber irgendwann im Laufe ih-

rer Jugend lernten sie aus und ab dann mehrten sie ihr Wissen von der Welt durch ihre persönliche Lebenserfahrung. Wir dagegen sind lebenslang in einem Klassenzimmer eingesperrt.

Im Alltag lässt man zwar die führende Hand der kollektiven Weisheit immer wieder los, um in kleinen überschaubaren Bereichen der eigener Nase nach zu laufen, ohne dass man dadurch unweigerlich in den Graben der Täuschungen und Vorurteile fällt. Das geht aber nie lange gut. Spätestens bei einer ernsthafteren Krankheit muss man wieder nach dieser Hand greifen und zum Arzt gehen.

Mit dem natürlichen Welterklärungsdrang geht es einem wie einer umsorgten Hauskatze, der die von ihr nach Hause gebrachte, selbst gefangene Maus aus dem Maul gerissen und der Napf mit dem industriell hergestellten Katzenfutter vor die Nase gestellt wird.

Dem Rat, „den eigenen Verstand zu benutzen“, lässt sich also nur sehr eingeschränkt folgen. Mit dem „Selberdenken“ ist es wie mit dem Fah-

ren auf der Autobahn: Man fährt zwar selbst, aber in der vorgegebenen Bahn und mit vorgeschriebener Geschwindigkeit, sonst kommt man eben nicht weit oder gar auf Abwege. Diese Unterordnung des eigenen Verstandes unter die kumulierte kollektive Weisheit darf man indessen nicht mit schnöder Obrigkeitshörigkeit verwechseln⁶ – die herrschende wissenschaftliche Meinung ist keinesfalls einfach die Meinung der Herrschenden, zumindest solange wissenschaftliche Institutionen einigermaßen intakt sind (was freilich nicht für alle Zeiten so bleiben muss).

Eigentlich darf in der Wissenschaft nur das Argument und die empirische Prüfung zählen und keine Autorität. Niemand darf eine Frage ein für allemal als beantwortet dekretieren, jede Theorie sollte jederzeit durch jedermann in Frage gestellt werden dürfen. Aber nicht zuletzt dank der Verwerfung des Autoritätsarguments, des „Beweises durch Ehrfurcht“, ist die Wissenschaft so erfolgreich und mächtig, und damit zu einer Ehrfurcht gebietenden Autorität geworden.

Es steht zwar jedem frei, wissenschaftlich anerkannte Erkenntnisse in Frage zu stellen, man riskiert damit keinen Scheiterhaufen mehr, sondern nur Lächerlichkeit und selbstverschuldete Ausgrenzung. Aber nur ganz wenige Eingeweihte, die hoch genug auf den Berg des angehäuften Wissens gestiegen sind, können auf ihren jeweiligen Gebieten wirklich auf eigene Faust denken und einer anerkannten Lehrmeinung auch mal widersprechen, ohne Gefahr zu laufen, sich in unsinnigen Spinnereien zu verrennen.

Der Glaube, dass Skepsis die aufgeklärtere Einstellung ist, als Autoritäten zu vertrauen, erweist sich gerade jetzt, vor unseren Augen, als zu simpel.

Man hat also keine andere Wahl, als der Wissenschaft gehorsam zu folgen.

Versprechen sollte man sich aber auch nicht zu viel von ihr. Sie lässt nur die Widerlegung einer vermeintlichen Wahrheit als endgültig gelten, nie ihre Bestätigung. Das bedeutet, dass, von der Mathematik einmal abgesehen, jede wissenschaftliche Erkenntnis notwendig unfertig

ist. Wissenschaftliche Theorien sind also immer nur vorläufig und unabgeschlossen. Früher oder später können auch sie sich, zumindest teilweise, als Holzwege erweisen und müssen durch bessere ersetzt werden, wenn auch bestimmt nicht so schnell und gründlich wie die auf dem eigenen Mist gewachsene Klugheiten. Das heißt, dass auch auf die verlässlichste Art von Wissen grundsätzlich kein absoluter Verlass ist. Ich kann damit leben, dass es auf eine spannende Frage in einem mich interessierenden Gebiet heute noch nicht so gute Antworten gibt, wie es sie in hundert Jahren geben wird. Aber was meine Lebensprobleme betrifft, so kann ich keine hundert Jahre warten. Wissenschaftliche Antworten sind nie endgültig, mein Leben aber ist es.

Nun gut, um das Leben erfolgreich zu meistern, braucht man vor allem günstige Umstände und Talent zum Glückseligsein und weniger erworbene Weisheit. Aber unabhängig davon, wie weit ich im Leben dem Weltgeschehen machtlos ausgeliefert bin oder es in Grenzen für mich steuern kann, möchte ich doch wenigstens „das Ganze“ irgendwie begreifen.

Auch hier hilft die Wissenschaft nicht sehr weit. Schon abgesehen vom immer nur unfertigen Charakter all ihrer Erkenntnisse, kann sie zwar immer wieder gut die Neugier auf die Welt stillen, aber kein metaphysisches Unbehagen an ihr heilen. Sie kann vielleicht überhaupt nur solche Fragen beantworten, bei welchen die Form möglicher Antwort bereits vorgegeben ist, wie bei einem Prüfungsfragebogen, bei dem eine der zur Auswahl stehenden, vorformulierten Antworten angekreuzt oder ein Wert in dazu vorgesehenes Kästchen eingetragen wird.

Welche Form aber könnte die Antwort auf die Frage „Warum gibt es etwas und nicht nichts?“ haben? Einer Gleichung, einer Formel oder „42“?

Vielleicht kann man sich solchen Fragen wissenschaftlich nähern (oder ihnen ausweichen), indem man untersucht, was uns dazu treibt, sie zu stellen. Ich kann mir hierfür eine evolutionspsychologische Erklärung vorstellen, dass hier



der sonst überlebenswichtige Trieb wirkt, das Unverständliche auf das bereits Verstandene zurückzuführen, um es bewältigen zu können. Das Erlebnis, das man hat, wenn einem „ein Licht aufgeht“, wäre dann nichts weiter als eine bei Triebbefriedigung anfallende hormonelle Belohnung. Am Ende aller Reduktionsketten aber landet man an einem Punkt, wo eine weitere Reduktion nicht möglich ist und deshalb eine Ausschüttung des „Glückshormons der Erkenntnis“ ausbleiben muss. Es lässt sich eben keine Verständnisbrücke zwischen der unüberschaubaren Kontingenz der Welt und dem Monolith des Nichts bauen, ein Etwas lässt sich nun mal nicht aus dem Nichts herleiten oder darauf reduzieren.

So gesehen wäre das Bedürfnis, sich metaphysische Fragen zu stellen, letztlich nichts anderes als eine Laune der Evolution: Unser natürlicher Erkenntnisdrang läuft hier ins Leere und wird so nutzlos wie das Steißbein oder vom Schweiß klebrige Hände im Bürostress, die zwar helfen könnten, vor einem Raubtier auf den Baum zu fliehen, nicht aber dem Zorn des Chefs zu entgehen.⁷

Gegen metaphysisches Unbehagen helfen keine Antworten, sondern höchstens nur Therapien, sei es mystischer, sei es meditativer, sei es chemischer Art.

Das Verständnis, das die Wissenschaft zuverlässig liefern kann, ist bloß instrumentaler Art. Etwas verstanden zu haben ist hier wie beim Wühlen in einem Werkzeugkasten, endlich das passende Werkzeug zu ertasten. Das Gefühl, das sich dabei einstellt – der Stimmigkeit, zwingender Notwendigkeit, innerer Erleuchtung – ist nicht das Ziel der Wissenschaft, sondern nur Mittel zum Zweck, ein Leckerli für den dressierten Affen als Belohnung und Ansporn, mit seinen kognitiven Kunststücken fortzufahren.⁸ Das Ziel aber ist letztlich kein subjektives Erlebnis, sondern Rezepte für wirksames Handeln zu finden.

In diesem Sinne gehört Quantenmechanik, die trotz all ihrer Unbegreiflichkeiten zuverlässigste Vorhersagen liefert, vielleicht zu den am bes-

ten „verstandenen“ Theorien. Den Forschern, die diese Art des Verstehens nicht befriedigt, wird „Klappe halten und rechnen“ empfohlen. Es scheint, dass dieser Ratschlag nicht von allen befolgt wird: Es werden Deutungen der Quantenphänomene vorgeschlagen, die möglich machen sollten zu begreifen, was man da eigentlich rechnet.

Aber versucht man dabei nicht vergebens, sich immer mehr auf die Zehenspitzen der Vorstellungskraft zu stellen und den Hals immer weiter zu strecken, um eine Blickrichtung zu finden, aus welcher das hartnäckig Unanschauliche sich am Ende doch anschaulich zeigt? Muss sich das nicht am Ende immer als aussichtslos erweisen, weil unser Anschauungsapparat zu klein für die ganze Welt ist?

Und folgt man dabei nicht bloß einem kindlichen Reflex, sich alles in den Mund stecken zu wollen? Erwachsene lutschen nicht an der Welt, sie handeln in ihr.

Andererseits: Ist Handeln ohne Fühlen und Erleben nicht etwas für künstliche Intelligenz oder für Zombies?

⁶ Ganz und gar unverwandt miteinander sind sie beide aber auch wieder nicht. Wissenschaftliche Erkenntnisse sollen sich empirisch bewähren. Es sollen also mit ihrer Hilfe beabsichtigte Wirkungen erzielt werden können. Da der Zweck der Bildung für die meisten nicht die Weisheit an sich, sondern beruflicher und sozialer Aufstieg ist, zeigt das Gelernte bereits seine Wirksamkeit, indem es zum Beispiel ermöglicht, Zeugnisse zu erwerben, die diesem Aufstieg nutzen.

Solange der Lehrinhalt im täglichen Handeln mehr deklamiert als wirklich angewendet wird, kann er auch ziemlicher Unsinn sein, ohne dass dem so Unterrichteten dadurch ein Schaden entsteht. Wenn sein Aufsagen belohnt wird, kann er von ihm als in der Praxis bewährt und damit empirisch verifiziert angesehen und sein Nachbeten vielleicht sogar als „der Wissen-

schaft folgen“ verstanden werden. Das ist zwar ein grotesker Denkfehler, eine Karikatur positivistischer Einstellung, es scheint aber, dass gar nicht wenige so denken. Dass Belohnen oder Bestrafen für Äußerung bestimmter Meinungen durch die Obrigkeit, von vielen als deren Verifizierung, beziehungsweise Falsifizierung angesehen wird, zeigt sich gerade jetzt in Russland – dort lässt oft erst der eigene Einberufungsbescheid den Betroffenen die amtliche Erzählung von der „militärischen Spezialoperation“ als widerlegt erscheinen.

⁷ Ich bezweifle dass man mit solchem psychologischen Auweichen auf eine Metaebene glücklich werden kann und nicht am Ende in einer logischen Sackgasse landet, und außerdem, ob der Nutzen einer solchen Erklärung nicht dem eines Vortrags über Sinn und Funktion des

Geschlechtstrieb für einen unglücklich Verliebten gleicht.

⁸ Das ist aber nicht alles. Auch das bloße Ablesen einer Displayanzeige ist ein subjektives Erlebnis. Letztlich entscheidet immer das subjektive (wenn auch intersubjektiv beglaubigte) Empfinden – jede Entscheidung über richtig oder falsch ist eine Entscheidung „nach Gefühl“. Würde wissenschaftliche Forschung durch künstliche Intelligenz betrieben, bräuchte man wohl immer noch herkömmliche menschliche Gehirne als eine Art logisch emotionale Sensoren und Schnittstellen zwischen Mathematik und Wirklichkeit. Es sei denn, die Maschinen bekämen selbst ein Gefühlsleben, dann aber würden sie auch eigene Interessen haben, die nicht mit den menschlichen Interessen übereinstimmen müssten.

Kutaisi, 2019







<< Berlin, 2018
< Berlin, 2018
Warszawa, 2019

Kann es eine wirksame philosophische Therapie metaphysischen Unbehagens geben?

Von einer Weisheitslehre, die helfen könnte, würde ich erwarten, dass sie Wahres und Erhellendes aussagen kann, das ohne empirische Überprüfbarkeit seine (End-)Gültigkeit behält – sie sollte eben keine Wissenschaft (aber auch nicht gegen die Wissenschaft) sein.

Sie sollte keine Religion sein – Religionen kommen ohne ein Mindestmaß an Betrug und geistiger Korruption nicht aus.

Doch etwas von einer Religion sollte sie doch haben: Wie das christliche Heilsversprechen jedem gilt, der zur Umkehr bereit ist, ungeachtet seines bisherigen Sündenregisters, so soll die Erkenntnis, die sie bietet auch jedem, ungeachtet seiner bisherigen Dummheit, zugänglich sein. Auf jeden Fall soll Bildung hier keine Rolle spielen. Vielleicht klingt eine solche Forderung zu antielitär und populistisch – ich kann mich aber mit der Vorstellung nicht anfreunden, dass der Weg zur individuellen Erleuchtung über Anhäufung von amtlich nachprüfbar Fertigkeiten und „Kompetenzen“, führen sollte.⁹

Diese Lehre müsste ohne ein Lehrbetrieb auskommen, keine Lehrer oder Gurus kennen – nur erfahrenere oder mutigere Mitsuchende. Sie dürfte keine eitle, sich um sich selbst drehende Gelehrsamkeit sein, sich aber auch nicht um die Probleme der Gesellschaft oder Menschheit kümmern, sondern um meine – sie soll nicht für alle zuständig sein, sondern für jeden.

Sie sollte sich keines hermetischen Jargons bedienen. Die Fachsprachen dienen einem schnellen Gedankenaustausch unter Eingeweihten. Würde man immer alles in der Alltagssprache ausdrücken wollen, würde man mit der Erklärung der Funktionsweise eines Handys nie zu Ende kommen. Wozu aber die Eile, wenn es

nicht darum geht, komplizierte Apparate zu bauen oder unter unzähligen Sedimentschichten verborgene Schätze freizulegen, sondern dem für jeden offen zutage Liegenden den Schrecken seiner Bodenlosigkeit zu nehmen?

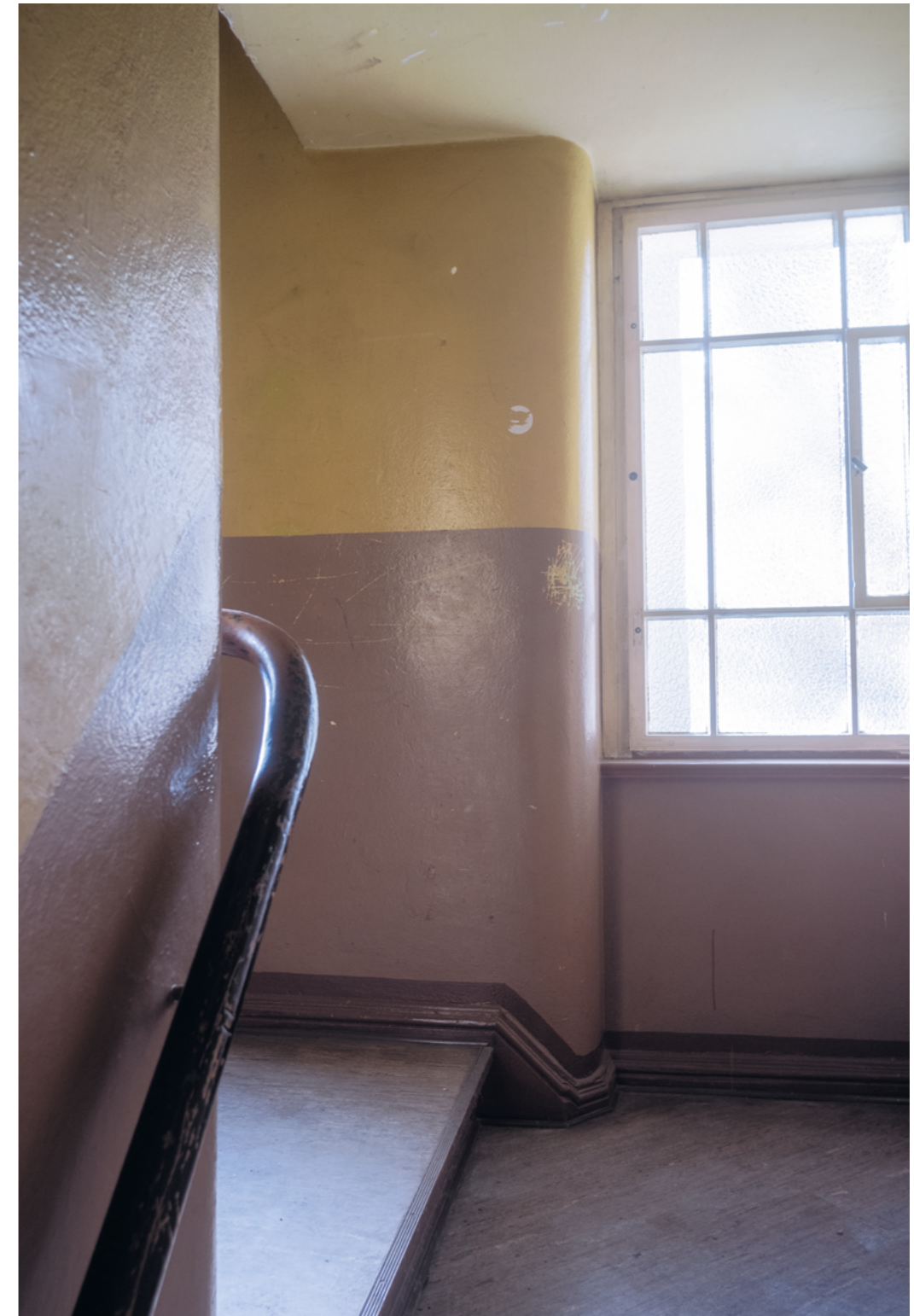
Man begibt sich hier nicht auf einen Pfad, der mit geschliffenen, fugenlos eingepassten Begriffen gepflastert werden kann, sondern auf ein sumpfiges Gelände, das kein festes Wörter-Pflaster tragen kann. Man soll schon froh sein, sich über Wasser halten und sich an einem Grasbüschel festkrallen zu können (für einen solchen man, zu allem Überdruß, leicht den eigenen Haarschopf halten kann), bevor das nächste erspäht und der Sprung zu ihm gewagt werden kann.

Da ist kein zu eroberndes Territorium, von dem ein siegreicher Feldherr wie Julius Caesar über Gallien berichten wird, aus wie vielen Teilen es besteht. Es geht hier nicht um Beherrschung durch Katalogisierung und Buchführung, keine, nicht einmal die einfachste Mathematik gehört hierher. Deshalb müsste eine solche Weisheitslehre auch in die Sprache des Volkes der Pirahã, die keine Zahlwörter kennt¹⁰ ohne Bedeutungsverlust übersetzbar sein.

Die Frage ist, ob man auf so engem Pfad überhaupt vorankommen kann und nicht zwangsläufig im Trivialen stecken bleiben muss.

⁹ In institutionellem Zen-Buddhismus soll es drolligerweise sogar amtlich beglaubigte Satori-Zertifikate geben.

¹⁰ Sie soll auch keine Schachtelsätze kennen und sich gegen jede Generalisierung und Abstraktion sträuben – dagegen erzwingt ihre Grammatik, dass zwischen selbst direkt Erfahrenem und vom Hörensagen Gekanntem klar unterschieden wird.







Lässt sich in dem gigantischen Termitenbau geistiger Produktion der Menschheit eine Kammer finden, wo man sich „inquilinish“ einnisten und an dem Bau mitwirken kann, ohne in der Rolle des Termiten-Arbeiters aufzugehen? In der Kunst scheint dies möglich zu sein. Trotz eines in Jahrtausenden angesammelten gigantischen Erbes, kann man auch ohne mühsame Aufnahme und Verdauung des Überkommenen, wagen, Eigenes hervorzubringen. Man kann auch, unschuldig wie ein Kind, sein eigenes Häuflein neben dem majestätischen Berg des von den Vorgängern Vollbrachten setzen, ohne dass dies unweigerlich anmaßend, dumm und lächerlich sein müsste (auch wenn es das sehr oft ist).

Kunst ist vielleicht der einzige gesellschaftliche Lebensbereich, wo einem die kindliche Freiheit (das heisst, keine solche, zu der „auch Verantwortung gehört“) nicht nur nicht verwehrt, sondern oft geradezu aufgedrängt wird. Wohl deshalb suchen so viele ihr Heil in der „Kreativität“. Die Kehrseite ist, dass die kindliche Verspieltheit genauso wenig wie Ernst, Fleiß und Demut hier ein Gelingen garantiert. Der Gott der Kunst ist kein fair belohnender Gott des Pelagius, sondern der nach Gutdünken seine Gnade erteilende Gott des Augustinus. Immerhin drohen hier bei Ausbleiben der Gnade keine Höllenqualen, sondern nur Sinnlosigkeit und Langeweile.

Berlin, 2022

Maspalomas, 2019 >



Ich danke Ute Hoffritz und Reinhard Stralucke,
die mir bei der Endredaktion dieses Heftes geholfen haben.

Impressum

© Wojtek Skowron, VG Bild-Kunst, Bonn 2022

WIRmachenDRUCK GmbH
Auflage: 250

Wojtek Skowron
Tel: +49 0176 74726699
www.wojtekowron.de



